

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 13 (1937)

Artikel: Vom thurgauischen Wesen
Autor: Gremminger-Straub, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom thurgauischen Wesen

Von Hermann Gremminger-Straub

Jedermann im Schweizerland kennt bernisches oder innerrhodisches Wesen. Jedes unterscheidet sich scharfkantig und durchaus eigen von der Art seiner Nachbarn. Wenn man aber thurgauischer Eigenart nachgehen möchte, stößt man sofort auf Schwierigkeiten. Vielleicht daß unsre Nachbarn unsre Eigenheiten besser kennen als wir selbst, die wir als Thurgauer in der Heimat wohnen. Sich selbst kennen und schildern ist wohl viel schwerer. Darum wage ich diese Arbeit auch nur als Versuch. Vielleicht regt die Betrachtung an zu weiterer Selbstbeurteilung und Einschätzung.

Gibt es denn überhaupt so etwas, wie thurgauische Eigenart? Heute möchte man es schon fast verneinen. Vor fünfzig Jahren noch wäre es sicher viel leichter gewesen, unverfälschtes thurgauisches Wesen zu finden und zu schildern. Dazumal war der Thurgau noch mehr für sich als Land, ohne allzuviel verfremdende Industrie, ohne den mächtigen Verkehr, ohne die große Reiselust, ohne den ausgleichenden Radio und die starke, ausebnende Volksvermischung. Jeder lebte mehr oder weniger im engsten Bezirk seines Berufes und Wohnorts und wurde nicht so erfaßt vom großen Strom der Welt. Er konnte noch viel mehr selbst sein und angeborne und überlieferte Sonderheiten bewahren. Langsam, aber sicher verschwinden die Vertreter jener noch so geruhsamen Zeit und machen dem neuen, modernen Geschlechte Platz, das schon ungeheuer viel nicht mehr hat, kann und weiß aus jenen Zeiten nach dem deutsch-französischen Kriege. Mit den Alten versinkt aber Unwiederbringliches. Ich habe das Gefühl, wir seien eben im letzten Zeitraum, wo man überhaupt noch von thurgauischem Wesen weiß und reden kann. In wenigen Jahren wird auch dieser karge Rest von Sonderheit verschwunden sein im verwischenden, verallgemeinernden Geist der Zeit und im internationalen Fühlen und Gehaben. Es gibt Leute, die das nicht bedauern oder sich gar darob freuen. Ich muß gestehen, daß mir das leid tut. Das Allerweltswesen ist so farblos, so charakterarm, ist so uniformierend, gleichmachend, so fade und unfaßbar, daß ich ihm keinen Geschmack abgewinnen kann. Mit jedem Tag begreife ich unsern Gottfried Keller besser, der behauptete, das sei gerade so schön im Schweizerländchen, daß es Basler, Appenzeller, Zürcher, Berner usw. gebe. Ihm war sicher der Allerweltstyp ebenfalls ein Greuel. Begreiflich, er war selbst ein knorriger, eigenwilliger Stamm im vaterländischen Walde.

Geht man den Voraussetzungen und Möglichkeiten zu einem ausgesprochenen Volkscharakter nach, so sieht man rasch, wie wenig eigentlich das Thurgauervolk vom Schicksal Gelegenheit erhielt, zu einer stark ausgeprägten Eigenart zu kommen, wie z. B. die Berner. Es sei mir nicht als Nach-

öffnung des Rassefimmels über der Nordgrenze angekreidet, wenn ich kurz auf die Blutzusammensetzung unseres Volkes an der Thur und an der Murg zu sprechen komme. Noch vor zirka 30 Jahren behauptete in einem Vortrag in Arbon vor dem volkswirtschaftlichen Verein der berühmte und bestbekannte Altertumsforscher Dr. Heierli, wir hätten zu mindestens 90 % alemannisches Blut in unsern Adern. Seither haben aber viele Männer mit Bienenfleiß weiter gesucht und sind zu wesentlich andern Ergebnissen gekommen. Von den Höhlenbewohnern wird kaum eine Spur mehr im thurgauischen Blute zu finden sein, denn diese Bevölkerung war so spärlich und gering an Zahl, daß sie kaum eine Rolle spielen kann. Viel eher wäre das der Fall nach der Keller-Tarnuzzerschen These von den Pfahlbauern, die schon in ansehnlicher Zahl unser Land bewohnten. Vielleicht dürfte der Einschlag ihres Blutes sich etwa die Waage halten mit dem der keltischen Helvetier. Die Römer waren zu wenig zahlreich im Lande in den paar Jahrhunderten ihrer Herrschaft, daß sie einen starken Beitrag zur Blutmischung geliefert hätten. Keller-Tarnuzzer weist zudem in seinen kürzlich in der «Thurgauer Zeitung» erschienenen Aufsätzen über diese Zusammenhänge glaubwürdig nach, daß die frühern Volksteile vom Römertum nicht viel angenommen und sich in ihrer Eigenkultur ziemlich behauptet haben. Zudem seien lange nicht alle sogenannten Römer aus Italien gekommen, sondern in den Legionen, die unser Land beeinflussen mußten durch ihre Stationierung in Helvetien, seien andere unterworfenen Völker reichlich vertreten gewesen. Weiter habe sich das selbthafte Volk nicht zu sehr mit den Eroberern vermischt und eben nur eine intensive Vermischung hätte einen merkbaren Einfluß auf die Gestaltung des Volkscharakters bringen können. Damit soll nicht gesagt sein, daß überhaupt gar kein Einfluß stattgefunden habe. Aber er ist sicher gering. Eroberer pflegen nicht sehr beliebt zu sein und ein unterjochtes Volk distanziert sich rein gefühlsmäßig meist ziemlich lang von den neuen Herren. Viel mehr scheint mir der rätische Einfluß noch wirksam, der von Bünden her dem Rhein und See entlang sich bemerkbar machte bis auf die Höhe von Pfyn (Ad fines = an den Grenzen), am stärksten sicher im obern Thurgau und da wieder im Egnach, wo er am längsten und stärksten einwirken konnte. Noch heute ist dieser starke Einfluß deutlich bemerkbar. Der Oberthurgauer unterscheidet sich kräftig vom Unterthurgauer. Ich war nicht überrascht, als mir letzthin ein in den Thurgau gezogener Bündner sagte, ihm sei die große Übereinstimmung eines Egnachers mit einem Bündner sofort in die Augen gesprungen, und zwar im Körperbau wie im Wesen. Wenn unser thurgauischer Geschichtsschreiber Pupi-

kofer recht hat mit seiner Behauptung, der Egnacher gelte (1837) als der Typus des Thurgauers, so wäre also der rätsche Einschlag in der Charakterbildung des Thurgauers ein ziemlich großer. Ihm dürften wir wohl die prachtvollen und reichen Riegelhäuser des obern Thurgaus verdanken als Ausdruck der Freude an Repräsentation und am Zeigen des Wohlstandes. Gewiß bleibt aber doch, daß der Einfluß der alemannischen Abstammung unser Wesen am meisten beherrscht, wenn auch nicht in dem früher angenommenen Maße. Durch lange und starke Einwanderung aus Süddeutschland ist dieses alemannische Blut immer wieder aufgefrischt und meist nicht verschlechtert worden. Die neue Zeit mit ihrer großen Freizügigkeit und Beweglichkeit hat wohl durch die Einbürgerung und Vermischung mit Italienern, Polen, Tschechen und andern Slaven mehr zur Blutentmischung beigetragen, als die Zuwanderung aus dem artverwandten Württemberg und Baden. Mit der reinen Alemannenblütigkeit aber ist es nichts. Wir haben auch merkwürdig viel dunkle Haare und Augen und verhältnismäßig wenig rein germanisches Blond und Blau. Nicht daß ich nun meine, wir seien deshalb minderwertig. Die Farbe macht es sicher nicht allein. Ich möchte damit nur dartun, daß unser Blut durch die historischen Geschehnisse stark gemischt ist und immer noch mehr vermischt wird. Das muß aber logischerweise zur Folge haben, daß immer mehr Mischung auch in den Volkscharakter hineinkommt, und es naturgemäß schwer wird, ihn scharfumrissen herauszubilden, wie beispielsweise im nahen Innerrhoden.

Dann sind wir bis 1799 immer ein unfreies Volk gewesen. Bald nach der alemannischen Einwanderung im 5. Jahrhundert setzte bekanntlich das Feudalwesen ein, und die Thurgauer wurden weltlichen und geistlichen Herren pflichtig und untertan. Das änderte sich 1460 nicht, nur die Herren wechselten, und die Vögte der Eidgenossen regierten meist nicht milder als vorher die österreichischen Freiherren, Ritter und Grafen. Ein lang von Fremden beherrschtes Volk ringt sich aber nur schwer zu einer kraftvollen Charakterentfaltung durch. Die Zeit seit 1799 ist historisch noch zu kurz, daß sie auf die vier bis fünf Generationen seither einen merklichen Einfluß hätte haben können.

Weiter ist der Thurgau wohl nie das gewesen, was man ein reiches Land nennen könnte. Im Gegenteil, zu Zeiten waren die Thurgauer eher arm. Ob wegen des Bodens und Klimas, ob wegen eigener Fehler oder ob Mißwirtschaft und Aussaugung der jeweiligen Regierenden daran schuld waren oder die Zeiten, soll hier nicht näher untersucht werden. Es könnten geschichtliche Tatsachen genannt werden, die sogar die Wurzeln der Armut im Volke selbst höchst wahrscheinlich machen. Heute hat es merklich gebessert, aber noch meine beiden Urgroßmütter, beide 1805 geboren, erzählten mir, als ich ein Knirps war, vom Elend der teuren Zeiten und Hungersnöte ihrer Jugend, wo auch im Thurgau Brenn-

nesseln und Baumrinde zur Stillung grimmigsten Hungers genossen wurden.

Schließlich war unser Volk im Grenzland immer auch starken Einflüssen aus dem Ausland ausgesetzt, mehr als ein Volksteil im Innern der Schweiz. Alle diese Momente sprechen dafür, daß es der Thurgauer seit mehr als einem Jahrtausend schwer hatte, sich emporzuarbeiten zu starker Charakterentfaltung. Das soll aber wiederum nicht heißen, daß er deshalb keinen Charakter habe. Er konnte sich nur nicht so günstig entwickeln, wie in Gebieten mit historisch glücklicherem Geschick und Werden.

Sehen wir einmal, wie die Thurgauer früher beurteilt wurden. Vadian in St. Gallen gab zu Anfang des 16. Jahrhunderts, also zur Zeit der Reformation, den Thurgauern folgendes Zeugnis: «der gemain mann ist nit allein zu der arbeit gricht, sonder auch zum krieg so geflissen fertig, daß sie gemeinklich in den kriegen der Helvetier in anzal für anderaus darbei sind und sind die ersten im Harnisch, ob sy gleich bei wylen die letzten in der besoldung sind. Aus söllichem gutem willen, den sye zum krige habend, ist das sprüchwort erwachsen: Boch, Turgöw, boch, schaff ich nünt, so zeer ich doch! Es hat vil wyber und die wohlgtätig. Je räucher das gelend, ie schöner die wyber sind. Ir arbeit ist meisteteils in flachs oder wie sy nemmend in werch und gespünst, dessen gar ein groß begangenschaft daselbst ist, darum nit die frauenbilder allein, sonder auch meermalen die knaben (besonders zur winterszeit) spünend.»

«Was hier», fährt Pupikofer (Gemälde der Schweiz, XVIII, Der Kanton Thurgau 1837, Seite 145) unser thurgauischer Geschichtsschreiber fort, «Vadian von der Kriegslust und dem Reislafen der Thurgauer sagt, findet seine Bestätigung besonders in der Geschichte der mailändischen Feldzüge. In der Schlacht bei Marignano z. B. fielen allein 500 Thurgauer, der hundertste Teil der damaligen Bevölkerung, und kaum acht Jahre später standen wieder 600 Thurgauer unter den Fahnen des Königs Franz, und zu gleicher Zeit einige Haufen in Diensten des Kaisers, so daß nicht mehr genug Männer waren daheim das Feld zu bestellen.»

Diese beiden historischen Zeugnisse würden die Behauptung Dr. Heierlis bestätigen, wonach im Wesen des alemannischen Blutes die Freude an Kampf und Dreinschlagen begründet liegt. Auch die Sitte der Dorfstreitigkeiten, die ich als Knabe vor fünfzig Jahren noch selbst erlebt habe, würde dafür sprechen. Sie sind glücklicherweise seither fast ganz verschwunden. Aber ich weiß noch gut, wie die Matzingerbuben gegen die Stettfurter und Frauenfelder an Sonntag-Nachmittagen oder nach militärischen Manövern regelrechte Schlachten schlugen mit Knüppeln, Bengeln und Rebstecken und wie auch unter den Großen bis in die neunziger Jahre hinein schwere Prügeleien an der Tagesordnung stunden, so daß es an den Montagen fast regelmäßig Statthalterarbeit absetzte.

Seit Dr. Heierli jenes Urteil vom Skramasax führenden, wilden und streitbaren Alemannenstamm fällt, haben neuere Forscher gerade in diesen Jahrbüchern wiederholt dargetan, daß die alemannische Besitzergreifung des thurgauischen Landes viel friedlicher und weniger blutig und vandalisch vor sich ging, unsre Vorfahren alemannischen Blutes also wesentlich zahmer waren, als immer angenommen wurde, und die beiden zitierten Beweise vom kriegerischen Thurgauer wohl mehr dem allgemeinen Wesen jener rauhen Zeit entsprangen, das oft durch bittere Not bedingt war. Umgekehrt darf aber wieder nicht verschwiegen werden, daß die Thurgauer bis auf den heutigen Tag als gute Soldaten gelten auch in unsrer modernen schweizerischen Armee.

Wenn man aber Chroniken und Lokalgeschichte studiert, stößt man auf eine stark ausgeprägte Händel- und Prozeßsucht, die auch erst in neuester Zeit etwas abflaute und die wohl als Nachfolgerin der alten Lust am Dreinschlagen angesehen werden muß. Was da von Einzelpersonen, von Gemeinden, von Pfarrherren beider Konfessionen vor Gericht, ja bis vor Tagsatzung gezogen wurde, spottet jeder Beschreibung und stößt uns Thurgauer von 1936 oft direkt ab. Schuld daran sind wohl einmal ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl, wie man es bis heute noch findet im Volke und das zu leidenschaftlichen Worten und Taten führt; dann leider auch ein unsympathischer Hang zum Vörteln und zuletzt das bitterböse frühere Rechtswesen mit seiner Käuflichkeit unter den Landvögten. Auch darüber berichtet Pupikofer ausführlich und interessant. Ich glaube deshalb, daß unsre lieben Miteidgenossen, die das ja gerne tun, uns historisch gesprochen mit mehr Berechtigung als prozeß- und händelsüchtig foppen und «chögeln» würden, als wenn sie Thurgauer lebenswürdig zu der Langfingerzunft einreihen. Diesem Vorwurf bin ich seit Jahren nachgegangen, seit ich mich im «Berner Bund» gegen die Taktlosigkeiten des Berner Trachtenfestes wehrte, unschuldige und Geld bringende Gäste, die sich nicht einmal wehren konnten, öffentlich als Schelme zu brandmarken. Ich habe bis heute nur zwei stichhaltige Gründe finden können für das Gerede über die langfingrigen Thurgauer. Der eine liegt in der bitteren Not vergangener Zeiten. Wenn da ganze Wagenzüge von sechs bis zwanzig Zwei- und Vierspännern Korn, Wein, Kartoffeln usw. aus Schwaben und Schaffhausen im Transit nach dem St. Gallischen auf die Märkte verfrachteten, mag es in Hungerszeiten — und die liegen nicht allzuweit zurück, wie ich früher dartat — wohl vorgekommen sein, daß arme Kinder und hungernde Erwachsene von den Wagen gemauert haben, um des Leibes Notdurft zu stillen. Die Fuhrleute werden das zu Hause erzählt haben und so entstand dann der böse Vorwurf des Stehlens bei den Nachbarn und weiter im Schweizerlande umher, obschon Ähnliches sicher auch anderswo passiert ist, denn die Hungerszeiten prüften nicht allein den Thurgau.

Noch mehr aber scheint mir wahrscheinlich, daß gerade diejenigen, die im Thurgau als Regierende so schamlos das Volk ausbeuteten in den Zeiten der Untertanenschaft, ihre eigene Unredlichkeit zudeckten und beschönigten mit dem allzeit wirksamen Gegenanwurf der Dieberei und mit der Verdächtigung auf Langfingerei. Man hängt ja auch heutzutage noch sehr gern seinem Nächsten an, was man selbst sündigt. Es ist zwar nicht christlich, aber allgemein menschlich. Glücklicherweise haben ja, seit Rudolf Minger Bundesrat geworden ist, diese boshaften Sticheleien stark nachgelassen. Die Berner sind jetzt das Zielobjekt der zahllosen Witze und man läßt die Thurgauer etwas in Ruhe. Man soll auch die Thurgauerwitze nicht allzu tragisch nehmen. Sie sind sehr oft ungewollte Kränkungen unter dem Stichwort: Was sich liebt, das neckt sich! Aber wenn man vom Wesen der Thurgauer schreibt, kann man diese Sachen nicht einfach totschweigen, denn sie gehen noch stark um im Volksmund unsrer Nachbarn. Es schien mir tapferer, sie offen zu nennen. Wie stark sie verankert sind, spürte ich selbst, als mich auf hoher See vor den Lofoten beim Essen in einer Reisegesellschaft eine gebildet sein wollende graue Dame aus dem Züribiet mit der Behauptung erfreute, schon ihre Großmutter habe immer gesagt, die Thurgauer seien Schelme, und dieser Glaube sei bei ihnen gäng und gäb gewesen. Also müsse doch etwas daran sein. Es steckt aber tatsächlich nichts dahinter, denn nachgewiesenermaßen wird im Thurgau nicht mehr gestohlen als im übrigen Schweizerlande, und wenn noch gestohlen wird, so ist der Übeltäter meist gar kein Thurgauer. Böse Nachrede aber ist zähe und dauert oft jahrhundertlang. Wir sind nicht die einzigen Leidtragenden in dieser Beziehung. Im übrigen lachen wir ja auch über die Bernerwitze und müssen dann eben daran haben, wenn die Antwort ein Thurgauerwitz ist. Und bis vor kurzem waren Thurgauermitli wegen ihrer Zuverlässigkeit, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit und Treue weit herum begehrt als Hausgeister.

Eine weitere Sage geht um von der bis zur Knauerigkeit gesteigerten Sparsamkeit der Thurgauer. Das mag ebenfalls seinen Grund haben in der historischen Entwicklung; denn der Thurgauer war nie reich, kaum wohlhabend im allgemeinen. Bis zum Einzug der Industrie mußten die Gulden und Franken dem Boden schwer abgerungen werden durch unsere Bauernbevölkerung, und wer sich noch auf etwa 50 Jahre zurückerinnern kann, weiß gut, wie einfach es bei uns sogar in den sogenannten bessern Kreisen zuring. Auch waren die Löhne der Weberei, der Spinnerei und Wirkerei anfangs so karg, daß sogar die Industriebevölkerung jener Jahre eben sparen mußte. Erst die Stickerei und Maschinenfabrikation in ihren Glanzzeiten brachten leichter verdientes Geld ins Volk, das dann sofort durch eine etwas üppigere Lebensweise darauf reagierte, sehr zum Mißfallen der alteingesessenen Bauernbevölkerung. Denn wer auf lange Sicht auf sein

sauer verdientes Geld warten muß, wird im Grunde zwangsläufig eben ein wenig «hebig» im Ausgeben, was ich aber nicht als einen Charakterfehler betrachte, denn ich werde noch nachweisen, daß die Thurgauer bei all ihrer Hebigkeit doch auch immer wieder am rechten Ort gaben. Meine Urgroßmütter repetierten oft den Erfahrungssatz: Von riche Lüte leert me spare! Diese Einfachheit und Sparsamkeit in der Lebenshaltung ist im Thurgau glücklicherweise bis heute erhalten geblieben, wenigstens dort, wo eben das Geld nicht so rasch eingeht. Seit der Kriegszeit hat es aber in dieser Hinsicht im Thurgau, wie anderorts, gebösert. Das Beispiel der leichter verdienenden Volksschichten hat leider stark abgefärbt auch auf die andern, und heute geht das Geldausgeben trotz der Krise sehr leicht. Man sehe sich nur die Feste, die Reisen, den Kleideraufwand und die sonstigen Vergnügungen an. Trotz alledem freue ich mich jedesmal, wenn ich z. B. zu den Thurgauervereinen außer dem Kanton komme oder gar Auslandthurgauer treffe und sehe, wie einfach sie im Grunde geblieben sind. Ein Gleiches ist festzustellen bei prominenten Thurgauern in und außer Land, auch wenn sie es dank ihrer Stellung anders haben könnten. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Im Grunde ist dem Thurgauer überschwengliches, lautes, protziges, auf den Schein hinzielendes und prahlerisches Wesen im tiefsten Herzen zuwider.

Dem Charakterzug der Sparsamkeit gesellt sich wohlthätig derjenige der Arbeitsamkeit und des Fleißes. Wenigstens war das früher so. Die jahrhundertlange Gewöhnung, dem Boden das Höchstmaß des Ertrages abzuringen, machte fleißige Hände und braucht sie auch heute noch namentlich dort, wo Getreide und Reben die Landwirtschaft vielfältig gestalten. Man trifft auch auswärts in aller Welt Thurgauer in angesehenen Posten. Das ist ein Beweis, daß man sie brauchen kann und daß sie etwas leisten. Ich möchte von Herzen wünschen, daß sich diese Lebenstüchtigkeit auch weiter bewähre zu Ehren unseres Völkchens.

Im Geschlecht, das jetzt rasch versinkt, findet man mit großer Genugtuung immer noch und immer wieder eine bewunderungswürdige Ehrenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und Wärschaftigkeit, die es heute eigentlich nicht mehr so leicht hat, weil sie bei jüngeren und fremden Elementen oft dem Spott verfällt. Dem Kenner aber tut diese wackere und aufrechte Männlichkeit im Herzen wohl. Es mag heute viel schwerer sein als früher, aufrecht, senkrecht und sauber übers Nierenstück zu bleiben und sich trotz aller Anfechtungen, Angriffe und Verhöhnungen zu behaupten. Jedesmal, wenn wieder eine von diesen trotzigem Eichen fällt, d. h. also, wenn wieder so ein thurgauischer Gentleman an Gesinnung und Charakter zu Grabe steigen muß, empfinde ich es als Verlust für die Heimat, denn für Ersatz ist unsere Zeit ein karger Boden.

Früher galt der Thurgauer auch als wortkarg und verschlossen, weshalb ihm die Maulfertigkeit und

das laute Wesen von Eingewanderten oder solchen, die aus der Art schlugen, sehr unsympathisch auffiel. Wer mit dem Urteil: «Er ist en Schnöri!» abgetan werden konnte, stand nicht hoch im Ansehen und galt wenig im Gemeinwesen. Leider scheint sich in den letzten 25 Jahren auch da eine unliebsame Wandlung zu vollziehen. Das Maulheldentum hat mächtig zugenommen, und wenn man da und dort mal die Zungenfertigkeit unseres Nachwuchses hören kann, möchte einem fast angst werden um die alte gute Art. Das gilt aber nur für die thurgauische Männlichkeit. Unsern Weiblichkeiten wird man ehrlich zugeben müssen, daß sie allzeit «gschwätzber» waren und es auch heute noch sind.

Dieser Reserviertheit gegen andere stand und steht oft heute noch zur Seite eine scheinbare Gefühlskargheit, ein Nichtaussichhinausgehen, ein Nichtzeigenwollen dessen, was das Herz erfüllt, aus Angst, als gefühlsduselig, unmännlich oder gar weibisch zu erscheinen. Das kommt natürlich auch anderswo vor und in noch weit höherem Maße bis zur richtigen Verdrücktheit und Verkniffenheit, wie man es Montafunern nachsagt. Es ist schwer zu entscheiden, ob das alemannisches Erbe oder eine Folge jahrhundertelanger Knechtung ist. Aber die Verschlossenheit und das Gefühlverbergen bestehen. Huggenberger, der uns ja sehr gut kennt, behauptete einmal — ich habe es mit eigenen Ohren gehört — und vielleicht trifft das gerade in seinem Wesen besonders zu, ein richtiger Thurgauer erwache erst recht und gehe aus sich heraus, wenn er eine Flasche vom Bessern intus habe. Dann fallen die vielen Hemmungen. Das wird schon so sein. Es ist aber ein Beweis, daß der Thurgauer nicht gefühlsarm ist, aber das höchst ungern zeigt. Huggenberger hat das übrigens in der Geschichte vom «Mädeli» wunderbar dargestellt. Ich habe auch schon selbst bei vaterländischen Anlässen, im Theater, bei Unglücksfällen usw. zur Genüge gesehen, wie bärtige und bestandene Thurgauer gegen Tränen der Rührung ankämpften mit aller Kraft, mit viel Zuckungen im Gesicht oder mit viel faulen Sprüchen, die alles verdecken sollten. Die Zähnen sind aber doch über furchige Wangen gerollt und zeugten davon, daß halt doch Gefühl da ist, wenn man es auch nicht haben möchte. Es geht uns nur nicht so leicht, wie den Welschen, es zu zeigen. Vielen ist diese scheinbare Nüchternheit, diese Herzens-trockenheit eine Qual, die ihnen Hemmungen und Unlustgefühle bereitet, die sie aber zeitlebens bis auf seltene Augenblicke nie wegbringen.

Ins gleiche Kapitel gehört wohl auch eine gewisse Hartköpfigkeit, das starre Behaupten eines Standpunktes, was übrigens wieder keine rein thurgauische Spezialität ist und anderswo in stärkerem Maße vorkommt. Häberli-Schaltegger (Geschichte der evangelischen Kirchgemeinde Sommeri-Amriswil, Frauenfeld 1870) erzählt z. B. aus dem Jahre 1781, wie die ganze Gegend um Amriswil einer neuen Schulordnung (1779) so stark, zum Teil gewalttätig Opposition machte, daß sogar der Landammann Gott-

sched in Frauenfeld nach Zürich riet, es möge nachgeben, da die Oberthurgauer etwas obstinat seien und wenn man sie zu etwas zwingen wolle, gleich damit kommen: «Mer ton'd's öd», das heißt wenn wir nicht müssen. Ähnliches hat der bischöfliche Kommissar zu Arbon mit den Neukirchern erfahren, die sich trotzig auf dem Winzelnberg versammelten, um sich gegen ungerecht scheinende Zumutungen zu wehren. Die Neukircher haben sich noch in jüngster Zeit gegen die Verfügung der Regierung zu Frauenfeld, ein neues Schulhaus zu bauen, mit dem gleichen Spruche lange genug gewehrt und man hört wirklich das «mer ton'd's öd!» noch oft genug im Oberthurgau, obschon man mit der Zeit doch zahmer und einsichtiger geworden ist. Man begreift aber, daß dieser Hang zur Rechthaberei immer zu Händeln, Streitereien und Prozessen führen mußte. Dieser unselige Hang hat viel Unglück ins Land gebracht. Man wird diesen Zug thurgauischen Wesens, obschon er, wie gesagt, nicht eine einmalige und allein thurgauische Angelegenheit ist, aber doch als scharfe unliebsame Kante und Ecke gelten lassen müssen, und es wird auch heute noch wahr sein, daß es Thurgauer gibt, die vor lauter überspanntem Gerechtigkeitsgefühl ungerecht werden, das heißt ihre Sucht, Ungerechtigkeiten herauszuklügeln und darüber zu streiten, übertreiben. Womit selbstverständlich nicht behauptet sei, es gebe keine Friedfertigen im Lande des Thurstroms!

Merkwürdig gegensätzlich mutet nach dem Vorhergesagten die Tatsache an, daß im ganzen bis heute viel Respekt vor der Obrigkeit im thurgauischen Volke steckt und schon ein Ortsvorsteher viel Achtung und Ansehen genießt, von einem Gerichtsherren oder gar Regierungsrat nicht zu reden. Mit dieser Wertschätzung von Ämtern geht Hand in Hand eine gewisse Ämtlisucht und der freigebige Gebrauch von Titeln, wobei besonders die Ehefrauen der Amtspersonen meist sehr empfänglich sein sollen, wie boshafte Zungen behaupten. Sicher ist aber nicht zu bestreiten, daß man landauf und -ab sehr viele Titel hört bei Anreden, nach meinem Gefühl etwas zu viel für eine demokratische Gemeinschaft. Wenn man an eine Versammlung kommt, schwirrt es nur so von Herr Doktor, Herr Nationalrat, Herrn Kantonsrat, Frau Friedensrichter, Frau Gemeindeammann, Herr Major, Herr Oberst usw.

Aber wir sind in großer und weitverbreiteter Gesellschaft. Was man in München oder Wien und der Enden hört an Titeln, stellt unsre Gepflogenheiten noch weit in den Schatten. Die thurgauische Freude an Ämtern und Titeln hat auch einen leichten Schuß ins Aristokratische. Wenn ein Amt zwei, drei Geschlechter lang in einer Familie sein kann, so bildet sich leicht ein winziges Gottesgnadentum. Daher mag es auch rühren, daß schon frühe viele Bürger sich Wappen zulegten und bis heute führen in Siegeln und Petschaften. Die wohl sympathischere Note dieser Wesensart ist die, daß die Thurgauer

seit ihrem Eintritt in den Bund und trotz der früher erlittenen Unbill gleich den Tessinern als gute, vaterlandstreue Eidgenossen gelten. Erst die neueste Zeit mit ihren starken politischen Spaltungen hat auch da Lücken erwachsen lassen.

Am 19. Juli 1936 hat der Redner an der Veteranenfeier des eidgenössischen Turnfestes in Winterthur mit der Redewendung vom «schlauem Thurgauer» spontanen Beifall erzielt. Wir gelten also unter unsern Bundesbrüdern als schlau. Ich will nicht untersuchen, ob nicht der Redner nur einen sanften Ausdruck für etwas noch Kräftigeres verwendete, um die anwesenden Thurgauer nicht allzu sehr zu tupfen, sondern nachschlagen, was unser thurgauischer Ranke über dieses Kapitel weiß. Er schreibt auf Seite 153 seines schon mehrmals zitierten Buches aus der Zeit vor 100 Jahren: «Der Thurgauer ist auf Erwerb begierig, gewandt in der Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Mittel, klug berechnend im Verkehr. Bei diesem gilt in der Regel: Lappi, tue d'Auge uf! Er rühmt seine Ware, auch wenn sie es nicht verdient, in der Voraussetzung, der Käufer müsse sie kennen oder das Kaufen andern überlassen. Hat sich einer dadurch täuschen lassen, so lacht er ihn aus, weniger aus Schadenfreude, als weil es ihm schmeichelt, seinen Vorteil besser verstanden und sich für ähnliche Verstöße entschädigt zu haben. Das Rechtsgefühl kommt allerdings weniger in Betracht. Daß ähnliche Ansichten auch mit Trölsucht sich verbinden, liegt in der Natur der Sache. Wenn es überall solche Streitsüchtige gibt, bei denen es zur Leidenschaft wird, andere in Rechtsformen herumzutreiben und durch dieses Mittel das Recht zu verdrehen und zu verkehren, so hat diese Leidenschaft allerdings einen fruchtbaren Boden und von alters her treue Pflege im Thurgau gefunden.» Das klingt nicht besonders erfreulich und schmeichelhaft, wird aber doch seine Richtigkeit haben für jene Zeit. Ob heute noch im vollen Umfange, wage ich nicht zu beurteilen, denn ich habe zu wenig mit Handel zu tun. Prozessiert wird ja heute gewiß mehr als genug, und so wird man eben den «schlauem Thurgauer», den «Tröler» einstecken müssen, bis andere Zeiten und Verhältnisse auch diese Ecken im Wesen abschleifen.

Ich will noch anfügen, was Pupikofer vor hundert Jahren über das religiöse Leben aufführt: «In religiöser Beziehung herrscht beim Thurgauer der Verstand über das Gefühl vor, ohne sich jedoch in Spekulation zu verlieren. Im Gegenteil, was nicht praktisch ist, läßt er gerne auf sich beruhen. Kopfhängerei und Empfindelei ist vielleicht nirgends seltener, als im Thurgau, selbst bei Pietisten.» Dieses Urteil dürfte auch für die Gegenwart noch voll zutreffen. Zu Heiligen fehlt im Thurgau das Holz. Die meisten sind viel zu große Individualisten. Darum hat der Kommunismus wohl auch noch wenig Anhänger im altverbürgerten Thurgauertum.

Ein sympathischer Zug im Thurgauervolk (es hat ihn natürlich nicht allein!) ist trotz veränderter mo-

derer Verhältnisse, die das eigentlich gar nicht mehr so nötig erscheinen lassen, wie früher in einfacheren Zuständen, die Gasftreundschaft. Da wird man gefüttert und mit Tranksame versehen bis zur Aufnahmeunfähigkeit. «Need au, langed zue, es reut is sicher öd, es stot ja do», so tönt es heute noch, wenn man zu Gast kommt. Und eine Gaststube und ein Gastzimmer müssen her, auch wenn vielleicht zehn, ja zwanzig Jahre nie eine Gelegenheit kommt, sie zu verwenden.

Dann darf als Vorzug auch ein mildtätiger Sinn im Volke nicht unerwähnt gelassen werden, der bei Unglücksfällen und allerlei Nöten schon seit Jahrhunderten zur Linderung der Schäden immer reichlich gespendet hat. Wenn auch zugegeben werden muß — und schon Pupikofer macht 1837 diesen Vorbehalt — daß oft beim Geben ein kleines Stölzlein mitspricht und das Bestreben zu zeigen, man habe und vermöge es, und man wolle nicht minder dastehen, als der und jener, so wird und wurde doch wacker in den Sack gegriffen. Ich möchte da gern auf die Vorläuferin unsrer obligatorischen Gebäudeassekuranz hinweisen. Das war früher die freiwillige Sammlung in den Kirchen für Brandgeschädigte. Wenn irgend im Lande ein Brand starken Schaden brachte, so flossen nach den Aufrufen von den Kanzeln namhafte Summen zusammen zugunsten der Geschädigten, namentlich wenn man den viel höhern Barwert des Geldes jener Zeiten berücksichtigt. Die Kreuzer und Rappen, die Gulden und Franken waren rar und mußten sauer erspart werden. Um so verwunderlich erscheinen die Summen. Nach Häberli-Schaltegger wurden, um ein Beispiel zu nennen, nur aus Sommeri-Amriswil gesteuert:

1773	nach Marbach (also sogar außer Kanton!)	40	Gulden
1777	- Aufhofen	30	-
1778	- Schönenberg nach der dortigen Wassernot	76	-
1781	- Hüttlingen	26	-
1782	- Vogelsang	38	-
1784	- Zihlschlacht	53	-
1784	- Gachnang, Kurzdorf und Felben	76	-
1787	- Frauenfeld	50	-
1792	- Langrickenbach	70	-
1793	- Leutenegg	64	-
1796	- Ermatingen	75	-
1798	- Ins (Bern) und Mettlen	98	-
1799	- Kümmerthausen	119	-
1799	- Bießenhofen, wo durch Verwahrlosung beim Fleischdörren und Bohnenkochen 17 Häuser, 15 Städel und zwei Schöpfe verbrannten, sogar	740	-

Diese schöne Sitte, zu geben, wo es nötig ist, um Elend mildern zu helfen, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, was jeweilen an der Ergebnissen freiwilliger Kollekten zu wohltätigen Zwecken ersichtlich ist. Der Thurgauer darf sich da sicher unter den Bundesbrüdern sehen lassen.

Wenn Ausländer oder Eidgenossen namentlich welscher Zunge durch unsern Kanton reisen, so fallen ihnen immer auf die Sauberkeit der Ortschaften, der Blumenschmuck der Häuser und die wohlgepflegten Gärten. Vor Jahren bin ich mit einem Bulgarienschweizer durch Amriswil spaziert. Er wunderte sich baß und meinte, die Amriswiler müssen sehr vermöglich sein, daß sie sich solche Häuser und Gärten halten und solche Straßen bauen können. In Bulgarien hätten sie, Sofia vielleicht ausgenommen, nichts derartiges. Und als 1912 nach dem sog. Kaisermanöver Wilhelm II. im Auto durch Matzingen fuhr nach der Karthause Ittingen, salutierte er höflich gegen meiner Mutter Blumenschmuck vor allen Fenstern, wähnend, der sei seinetwegen so reich, wo doch jedes Jahr ebensoviel Geranien am Hause glühten und blühten. In großen Ortschaften sorgen besondere Verschönerungsvereine für ein properes Aussehen des Ortes. Der Heimatschutz hat besondere Anerkennungsblätter herausgegeben für Wettbewerbe im Blumenschmuck der Häuser. Daß sie schon vergriffen sind, ist ein Zeichen, daß man sie schätzte.

Das wären einige Wesenszüge im thurgauischen Volkscharakter. Ich maße mir natürlich nicht an, erschöpfend geschildert zu haben. Dazu müßte man wieder eine ganze Kulturgeschichte schreiben, wie es Pupikofer getan hat. Zusammenfassend darf wohl gesagt sein, daß der Thurgauer sich nicht stark unterscheidet von seinen nächsten Nachbarn, sicher nicht so auffällig, wie der Berner oder Glarner, der Innerrhoder oder Baselstädter. Was und wie er geworden ist, wurde stark beeinflusst durch seine Abstammung und den historischen Werdegang. Bei vielen Eigenschaften möchte man von Herzen wünschen, daß sie noch recht lange fortleben, weil sie menschlich gut und sympathisch sind. Wo Licht ist, gibt es aber auch Schatten. Es «menschelet» im Thurgau auch wie überall. Bei vielen Eigenschaften hätte ich nichts dagegen, wenn sie sich bald abschließen in unserer raschlebigen Zeit. Da ich aber mein Lebtag immer Freude hatte an allerhand Originalen, möchte ich behaupten: Lieber einen etwas knorrigen, scharfkantigen Charakter haben, als gar keinen oder nur einen verwässerten und rückgratlosen!